

Zeitschrift: Der Friede : Monatsschrift für Friedens- und Schiedsgerichtsbewegung
Herausgeber: Schweizerische Friedensgesellschaft
Band: - (1908)
Heft: 13-14

Artikel: Vom "frischen fröhlichen" Krieg
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-802247>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 05.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

braucht es aber heutzutage so verschiedene Sachen, dass Kleinstaaten zum vornherein auf dieses „gefürchtet werden“ verzichten müssen. Der Hauptfaktor ist also, wie allgemein anerkannt wird, eine starke, gut geschulte Armee; diese Voraussetzung trifft ja für alle Staaten zu. Dann braucht es Geld, und zwar so viel, dass per Mann und per Tag 10 Fr. für den Unterhalt flüssig gemacht werden können; das bedeutet für die Schweiz eine Ausgabe von täglich fünf Millionen, abgesehen von Ersetzung des Kriegsmaterials und der Fürsorge für arme Familien der Wehrmänner. Drittens braucht ein Gegner noch nicht unbedingt gefürchtet zu werden, wenn ihm eine gute Armee und auch viel Geld zur Verfügung steht. Die Versorgung mit Lebensmitteln spielt eine ebenso grosse Rolle wie die tüchtigste Armee. Grossmächte sind auch in dieser Beziehung weit besser gestellt als die Kleinstaaten, ganz besonders aber die Schweiz, denn beim Ausbruche eines Krieges zwischen Drei- und Zweibund würde die Lebensmittelfuhr für die Schweiz von sämtlichen vier Mächten sofort sistiert. Nach all diesen Verhältnissen ergibt es sich also doch, dass es im Interesse sämtlicher Staaten liegt, wenn der Krieg um jeden Preis vermieden wird und die entstehenden Meinungsverschiedenheiten schiedsgerichtlich erledigt werden. Herr Ammann und die meisten Redner des Kantonschützenfestes haben nun die Armee hochleben lassen; es erübrigt mir also noch, deren Verpflegung, das Getreidemonopol und die Verhütung des Krieges, das obligatorische Schiedsgericht, hochleben zu lassen.

Der Präsident
des Verbandes appenzellischer Friedensfreunde:

K. Rüd.

—o—

Vom „frischen fröhlichen“ Krieg.

Demnächst erscheint ein Buch aus der Feder des russischen Kapitäns *Wl. Ssemenow*, in dem dieser seine Kriegserlebnisse, unmittelbar niedergeschrieben, veröffentlicht. Das Buch trägt den Titel „Abrechnung“ (Verlag von E. S. Mittler u. Sohn in Berlin) und ist dazu geeignet, aller Welt darüber die Augen zu öffnen, was der Krieg heute ist.

Wir drucken hier einen Abschnitt aus den Korrekturbogen ab, in dem der Verfasser die Ereignisse am 13. August 1904 vor Port Arthur und den Untergang der „Petropawlowsk“, bei dem Admiral Makarow und auch der friedensfreundliche Schlachtenmaler Wereschtschagin den Tod fanden. Nach dem Untergange des „Straschny“ war das Geschwader am frühen Morgen jenes verhängnisvollen Tages nach der Stelle des Unfalls ausgefahren, musste sich jedoch, da die japanischen Schiffe mit einer Uebermacht herannahten, wieder nach Port Arthur zurückziehen, ohne dass ein Schuss abgefeuert worden wäre.

„Gegen 9 Uhr 30 Minuten vereinigten wir (die „Diana“) uns mit unserem Geschwader. Es war mit Ausnahme der beschädigten Schiffe vollzählig ausgefahren. Die Japaner zogen sich langsam hinter den Berg Liaotichon, als ob sie ihre gewöhnliche Beschiessung anfangen wollten. Admiral Makarow beabsichtigte scheinbar, wie gewöhnlich zwischen dem weissen Wolfsberge und dem Kreuzberge hin und her zu fahren.

„Die Geschützführer an den Geschützen bleiben! Die übrigen Leute auseinandertreten, aber nicht von ihrer Gruppe weggehen,“ befahl ich.

Der erste Artillerieoffizier trat zu mir. „Jetzt kommt die alte Geschichte,“ meinte er, „jetzt werfen sie von weitem mit harten Gegenständen. Wollen wir uns etwas zu rauchen holen?“

„Natürlich,“ antwortete ich. „Jetzt passiert sicher nichts Wichtiges mehr. Für heute haben wir alles hinter uns. Wir wollen das routinemässige Deckwaschen anfangen. Die Decks sind seit dem Wecken noch nicht gereinigt worden.“

Wir gingen beide von der obern Brücke hinunter. Der Artillerieoffizier zur Lunte, bei der geraucht werden durfte, und ich an Deck. Hier stand ich bei dem Steuerbord 15 cm der Buggruppe und gab dem ersten Bootsmann die gewöhnlichen Befehle, als ein dumper rollender Schlag den ganzen Kreuzer heftig erbeben machte. Man hatte das Gefühl, als ob ganz in der Nähe ein 30 cm-Geschütz feuerte. Ich sah mich ungewiss um. Der Schlag wiederholte sich noch stärker. Was war los? Plötzlich erschollen von Schrecken und Schauer erfüllte Rufe: die „Petropawlowsk“, die „Petropawlowsk“! Voll böser Ahnung stürzte ich an die Bordwand. Ich sah eine riesige braune Rauchwolke: das ist Pyroxilin — also die Torpedoladungen — ging es mir durch den Kopf. In der Rauchwolke stand der Fockmast des Schiffes. Er stand schräge, hilflos, als ob er nicht fiel, sondern in der Luft hing. Links vor dieser Wolke sah man das Heck des Panzerschiffes. Es sah aus wie immer, als ob das Schreckliche da vorne, im Vorschiff, es nichts angehe; noch ein dritter Schlag. Ballen von weissem Dampf mischten sich in die braune Wolke. Die Kessel waren explodiert. Plötzlich hob sich das Heck des Panzerschiffes ganz steil in die Höhe. Es geschah dies so schnell, als ob das Schiff nicht mit dem Bug gesunken, sondern mitten auseinander gebrochen war. Einen Augenblick sah man die Schrauben in der Luft wirbeln. Kam noch eine weitere Explosion? — Ich weiss es nicht. Mir schien es, als ob das Achterschiff der „Petropawlowsk“, das einzige, was man von ihr sah, sich öffnete und wie ein Vulkan Feuer und Flammen spie. Es war mir sogar, als ob aus der See noch Flammen schlugen, als sie sich längst über dem Wrack geschlossen hatte.

Selbst bei den wichtigsten Kommandos hatte auf unserem Kreuzer noch nie eine solche Stille geherrscht wie bei diesem grausigen Schauspiel.

Die Gewohnheit wird einem indessen zur zweiten Natur. Als alter Navigationsoffizier war ich gewöhnt, alles zu notieren. Als ich die Explosion erblickte, sah ich mechanisch nach der Uhr und schrieb in mein Notizbuch: „9 Uhr 43 Minuten Explosion auf „Petropawlowsk“, und dann 9 Uhr 44½ Minuten — alles zu Ende.“

Ich glaube, derartige fast unbewusste Handlungen retten unsere Nerven in so fürchterlichen Augenblicken, die den Verstand zu erschüttern drohen. Jetzt, während ich diese Zeilen niederschreibe und alles noch einmal erlebe, glaube ich es ganz gewiss. Dadurch, dass ich die Vorgänge mit ihrer genauen Uhrzeit aufschrieb, gelang es mir erst, sie als Tatsachen zu begreifen und über sie logisch zu denken, ebenso über die anderen Notizen in meinem Buch. Ohne diese mechanische Handlung hätte mich vielleicht die Panik überwältigt. Natürlich waren diese seelischen Vorgänge unbewusst.

Ausserlich bewahrten alle Offiziere der „Diana“ ebenso wie ich die Ruhe. Nach allem zu urteilen, scheint es mir, jeder fühlte instinktiv, dass ein unvorsichtiges Wort, eine hastige Bewegung die Panik heraufbeschwören konnte. Wir erlebten einen jener kritischen Momente, in dem ein nichtiger äusserer Anstoss

die höchste Kampfeslust wie die erbärmlichste Feigheit unter den Massen zu erzeugen vermag. Der zweite Admiral, Konteradmiral Fürst Uchtomski, schätzte unsere Lage richtig ein. Während die Torpedoboote und Torpedofahrzeuge zu der Stelle eilten, wo „Petropawlowsk“ gesunken war und retteten, was noch zu retten war, hisste er das Signal: „Kiellinie, mir folgen.“ Dann setzte er sich, als ob nichts geschehen sei, mit seiner „Peresswjät“ vor das Geschwader und führte es weiter, wie Makarow es geführt hatte.

Der Flottenchef war gefallen, das Kommando ging auf den nächstältesten über. „Le roi est mort, vive le roi!“ Das war gut getan. Jeder begriff es sofort.

Es wird bekannt sein, dass von der ganzen Besatzung der „Petropawlowsk“ nur 7 Offiziere (unter ihnen Grossfürst Kyrill Wladimirowitsch) und 73 Matrosen gerettet wurden.

Um 10 Uhr 15 Min. — „Peresswjät“ hatte schon auf Gegenkurs gedreht — erfolgte abermals eine Minenexplosion, und „Pobjeda“, das zweite Schiff, legte sich langsam auf die Seite. „Peresswjät“ stoppte und drehte hart nach Backbord. Die Formation ging verloren; das ganze Geschwader kam durcheinander. Plötzlich knallten überall Schüsse. Hier und dort wurden Schiffe von Granaten getroffen. Geschosse sausten uns über den Kopf weg und Sprengstücke schwirrten durch die Luft und schlugen gegen die Bordwand. Auch unser Kreuzer eröffnete ein regelloses Feuer.

Ich stand mit dem ersten Artillerieoffizier auf der oberen Brücke. Wir sahen uns zuerst verblüfft an, als ob wir uns selbst nicht glaubten und uns erst gegenseitig vergewissern wollten, dass unsere Wahrnehmungen richtig seien.

„Was ist los?“ fragte er.

„Die Panik!“ antwortete ich.

Mehr brauchten wir uns nicht zu sagen. Wir stürzten beide von der oberen Brücke hinunter. Auf der untern Brücke sah ich den Kommandanten am Eingang zum Kommandoturm stehen.

„Weswegen wird geschossen?“

„Ich weiss nicht, wer es befohlen hat.“

„Lassen Sie stopfen. Die Kerls haben den Verstand verloren.“

Ringsum war ein unbeschreiblicher Zustand. Rufe wie: „Alles ist aus!“ „Unterseeboote!“ „Alle Schiffe gehen unter!“ „Schiess!“ „Rettet euch!“ klangen durch den Geschützdonner hindurch. Die Leute hatten gänzlich die Besinnung verloren. Sie zogen die Hängematten aus ihren Kästen und rissen einander die Rettungsgürtel aus der Hand. Einige standen klar, über Bord zu springen.

„Halt blasen!“ brüllte der Artillerieoffizier. Seine Stimme war in dem Getöse kaum zu hören. Er zerrte den Stabshornisten, der sich in eine Ecke verkrochen hatte, am Kragen auf die Nock der Kommandobrücke.

Endlich tönte das Horn in zitternden Tönen über Deck.

„Wie bläst du denn?“ schrie ich. „Hast du etwas in der Kehle stecken? Blas noch einmal. Weiter! ohne Aufhören! Sie verstehen es noch nicht.“

Die Töne des Horns wurden jetzt sicherer, aber die Leute achteten nicht darauf.

Zwischen den Schornsteinen krachte irgend etwas. Später sahen wir, dass uns eine russische Granate getroffen hatte. Glücklicherweise durchschlug sie nur die Heisstaljen der Barkass und richtete weiter keinen Schaden an.

Ich rief durch die Batterien:

„Die Herren Offiziere! Bitte nicht feuern lassen! Jagen Sie die Leute von den Geschützen fort.“

Worte wirkten nicht auf die Geschützfürer. Sie wichen nicht von ihren Geschützen und feuerten Gra-

nate auf Granate, ohne Ziel, auf einen unsichtbaren Feind. Wir mussten Gewalt anwenden. Es ist wunderbar, wie die rohe physische Kraft Leute zur Vernunft bringen kann, die aus Todesfurcht den Kopf verloren haben.

Die Ordnung war bald wiederhergestellt, und das Feuern hörte auf. Die Leute kamen zur Besinnung und sammelten mit schuldbehafteten Gesichtern die aus den Kästen gerissenen Hängematten und die Rettungsgürtel. Die Geschützmannschaften traten wieder an. Einige versuchten schüchtern mit den Offizieren zu reden und sich zu verteidigen. Sie sagten, es sei „so plötzlich“ gekommen. Irgend einer habe zuerst geschrien und dann alle andern mit ihm.

„Worauf hast du bloss geschossen? Wer hat dir befohlen, zu schiessen?“ schalt der Stückmeister wütend einen Geschützfürer, den er gerade mit Gewalt von seinem Geschütz weggerissen hatte.

„Ich?“ stammelte der Mann. „Weiss Gott! — Ich weiss es nicht.“

„Du hast beinahe den „Askold“ getroffen! Hättest du es getan, dann gnade dir Gott!“

„Seien Sie nicht böse, Iwan Trofimysch. Ich sehe es selbst ein.“

Ich glaube nicht unbescheiden zu sein, wenn ich sage, dass die „Diana“ eines der ersten Schiffe war, auf dem dies regellose, durch die Panik hervorgerufene Schiessen ins Wasser und in die Luft aufhörte. Auf vielen anderen dauerte es noch einige Minuten länger.

Einige Schiffe blieben auf der Stelle liegen, andere fuhren, ohne die Formation innezuhalten, nach den verschiedenen Richtungen auseinander. Wieder andere drehten hart nach irgend einer Seite und drohten jeden Augenblick einander zu rammen.

Weshalb nützten die Japaner diesen Moment nicht aus, uns anzugreifen? Wenn sie ihr Feuer mitten auf den regellosen Haufen der Schiffe unseres Geschwaders konzentrierten, so hätte fast jeder Schuss gesessen und von uns kaum jemand antworten können. Glücklicherweise übersahen sie die Situation nicht oder sie fanden nicht den Entschluss, zu handeln. Sie hätten uns sonst wohl völlig vernichtet.

„Peresswjät“ signalisierte: „In den Hafen einlaufen. Die Panzerschiffe zuerst.“

Es war 10 Uhr 25 Min. vormittags.

Als erstes Schiff lief natürlich „Pobjeda“ ein. Sie konnte ihre eigenen Maschinen gebrauchen und hatte nur 5—6 Grad Schlagseite. „Pobjeda“ hatte Glück gehabt. Die Mine war gerade unter einem grossen Kohlenbunker hochgegangen. Dieser war voll Kohlen gewesen und hatte den ganzen Stoss aufgefangen.

Wäre dies Glück doch der „Petropawlowsk“ zuteil geworden!

Kurz nach Mittag lagen wir schon wieder an unserem alten Platz im Westbassin.

Welch ein Unglückstag war dieser Tag gewesen! Sieben Panzerschiffe hatten wir vor dem Ausbruch des Krieges gehabt. Jetzt waren nur noch drei übrig, nämlich „Peresswjät“, „Sewastopol“ und „Poltawa“. Wir klagten indessen nicht darüber, dass wir so viel schwächer geworden waren. Während das Geschwader einlief und solange noch keine offizielle Nachricht da war, sah alles vom Ältesten bis zum Jüngsten gespannt nach Signalen aus. Jeder hoffte noch ganz im stillen, dass Makarow gerettet sei, und wagte es nicht, seine Hoffnung laut auszusprechen. Jeder wünschte von ganzem Herzen, irgend ein Panzerschiff werde bald die Flagge setzen, die wir noch unlängst mit solcher Freude auf dem „Nowik“ begrüsst hatten. Wir sollten sie nicht mehr sehen.

Es war ein schrecklicher Tag.

Vorher und später erlebte ich noch schwere Augenblicke in diesem Kriege, aber niemals war ich so furchtbar niedergeschlagen wie nach diesem Ereignis. So wie mir ging es allen...“

—o—

Rund um uns.

Kolonialpolitik. Herr Dernburg will in Ostafrika grosse Bahnen erstellen, den Eingebornen als Menschen behandelt wissen, ihm gewisse Kulturbedürfnisse aneuerziehen, um ihn zum Abnehmer europäischer Produkte zu machen. Dafür wird er angefahren: „Wozu endlich hat Deutschland Kolonialpolitik getrieben? Um einige Millionen Bantus, Hottentotten, Massais als „Brüder“ und Volksgenossen „zur Verbesserung seiner Rasse“ zu erwerben? Wozu sind alle die Pioniere nach Afrika gezogen, wozu haben in Südwest an 2000 Deutsche ihr Leben gelassen? Um die lieben, sittsamen Hereros vor den niederträchtigen weissen Händlern zu retten? Wozu verwalten wir seit zwanzig Jahren unsere Schutzgebiete? Damit demnächst Neger, Papuas, Indier und andere minderwertige Völker unsern Pflanzern und Beamten vor Gericht als gleichwertig gegenüber treten? Wozu hat das deutsche Volk die hunderte Millionen für Kolonien ausgegeben? Dass Indier und Griechen dort Geschäfte machen und der Deutsche schikaniert wird? Die Fragen stellen, heisst sie verneinen.“

Zwölf Antimilitaristen, welche Plakate angeschlagen und Flugblätter verbreitet hatten, wurden durch das Schwurgericht des Seine-Departements freigesprochen.

Hochverratsgeschichten gedeihen immer prächtig auf dem militaristischen Nährboden. Frankreich hat eben seine Ullmo-, Deutschland seine Schiwara-Affäre erledigt. Schiwara hat neben seinem „Geschäft“ tapfer die nationale Fahne geschwungen und als deutscher Barde nationale Lieder gedichtet.

Finnland hat bekanntlich nach der geräuschlosen Abschüttelung des russischen Druckes eine bewunderungswürdige Entwicklung begonnen. Strenge Unterdrückung des Alkoholhandels während der kritischen Tage ermöglichten eine Revolution in aller Stille und Würde. Wenn der finnische Gesetzentwurf gegen den Alkoholismus durchgeführt wird, wirkt dieses Land bahnbrechend in Europa. Finnland hat sich die modernste Verfassung mit Anerkennung des Frauenstimmrechtes gegeben. Aber es kann der Frömmste nicht im Frieden leben, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt. Russland verstärkt seine Garnisonen in Finnland und richtet sich dort anscheinend ein, um „echt russisch“ sich gebärden zu können. — Es ist an der Zeit, dass auch die Friedensfreunde beginnen, für den „Friedenszaren“ und seine Helfershelfer ein Schuldbuch zu führen!

Die grösste Armee der Welt soll China erhalten. Die ostasiatischen Feldzüge haben den schlafenden Riesen nun endgültig geweckt und ihm über die Kulturgeschenke des Abendländers die Augen geöffnet.

A propos, die Chinesen. O. v. G. schrieb letzthin über sie u. a.: „Bruderherz, hätte ich rufen und den mandschurischen Kuli küssen können, als ich einst an der Nordgrenze von Korea den letzten spitzbübischen japanischen Gepäckführer entliess und endlich wieder einen vor mir stehenden chinesischen mieten konnte. In einem Laden des Chinesenviertels in Frisco sprach ich vor kurzer Zeit mit dem Inhaber. Er beklagte, durch Erdbeben und Feuer schwer geschädigt zu sein, weil er bei einer deutschen Gesell-

schaft versichert gewesen sei! Eine chinesische, meinte er, würde — einerlei wie hoch der Brandschaden gewesen — den vollen Betrag der Policen, aber nicht nur einen Bruchteil bezahlt haben, auch wenn sie darüber dem Bankerott verfallen wäre.“

Portugal kommt nicht so rasch zur Ruhe. König Karlos ist ermordet; nun flattern wieder Nachrichten von Anschlägen auf den Nachfolger wie dunkle Fledermäuse in die Welt. „Was sind mir Blut und Bomben!“ singen wir. Wann aber verstehen die Mächtigen den Durst nach Völkerfreiheit?

Marokko. Das ist das Schulbeispiel eines kapitalistisch-militaristischen Kolonialabenteuers: Uebeltaten von Einheimischen gegen Europäer; militärische Einmischung und Wiederholung der Greuel, jetzt aber durch europäische Kolonialbanden im Namen der Kultur verübt (das ist ganz was anderes, Bauer!). Einige glauben zwar, die Sorge um die Kultur sei eigentlich nur ein Vorwand, treibender Beweggrund bilde die Absicht einer Gruppe von Gründern, durch die Invasion sich neue Jagdgebiete zu eröffnen. Einerlei — die Truppen sollen natürlich nur die Umgebung von Casablanca „pazifizieren“, geraten aber immer tiefer ins Land; innere Unruhen kommen zu Hilfe, die feindlichen marokkanischen Brüder streiten sich um den Thron: wo zweie sich streiten, freut sich der dritte! Die Antimilitaristen lärmern; Hervé wettert gegen die „brigandage marocain“; der Proletarier soll seine Haut nicht hergeben, wenn der deutsche und der französische Schelm in Marokko sich in die Haare geraten. Jaurès, der Unermüdlich, interpelliert die Regierung unausgesetzt und warnt vor internationalen Konflikten; auch d'Estournelles de Constant, den die Pazifisten für sich in Anspruch nehmen, wünscht eine rasche Beendigung des „Friedenswerkes“. Umsonst; die verdammt unbequemen Antimilitaristen kann man glücklicherweise als Antipatrioten gebührend bestrafen, und gegen deutsche Eifersucht schützt hoffentlich die Freundschaft mit Eduard, der mit einem Köfferchen voll Ententen in Europa herumhausiert....

—o—

Verschiedenes.

Basel. In der hiesigen Loge „Paracelsus“ der Theosophischen Gesellschaft fand am 2. Juli ein wohlbesuchter öffentlicher Vortrag statt über das Thema „Theosophie und Weltfriede“. Der Referent, Herr Geering-Christ, beleuchtete in freiem Vortrage die Friedensfrage vom Standpunkte der Geisteswissenschaft aus.

Auf dem 17. Weltfriedenskongress zu London wird der „Schweizerische Friedensverein“ nun definitiv vertreten sein durch die Herren H. Fatjo aus Lausanne und Pfarrer K. Weckerle aus Basel.

Berichtigung. Herr Marc Bloch in Chaux-de-Fonds findet den Bericht über seine Schenkung von Schriftstücken, betreffend die Friedensbewegung, im Protokoll der Delegiertenversammlung nicht genau genug und wünscht, dass wir folgendes feststellen: Herr Bloch hat seit 1894 interessante Schriftstücke, die Friedensbewegung betreffend, gesammelt und diese hat er in zuvorkommender Weise dem Vororte vermacht. Es befinden sich darunter sogar eine bedeutende Anzahl von Briefen des Herrn Elie Ducommun, die für den Schweizerischen Friedensverein von grosser Bedeutung sind.

Ueberschwemmt ist der Markt mit Nachahmungen von Grolichs Heublumenseife. Daher Vorsicht beim Kaufe.